Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 25 (1935)

Heft: 7

Artikel: Graubündner Sagen

Autor: Lötscher, J.P.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636026

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

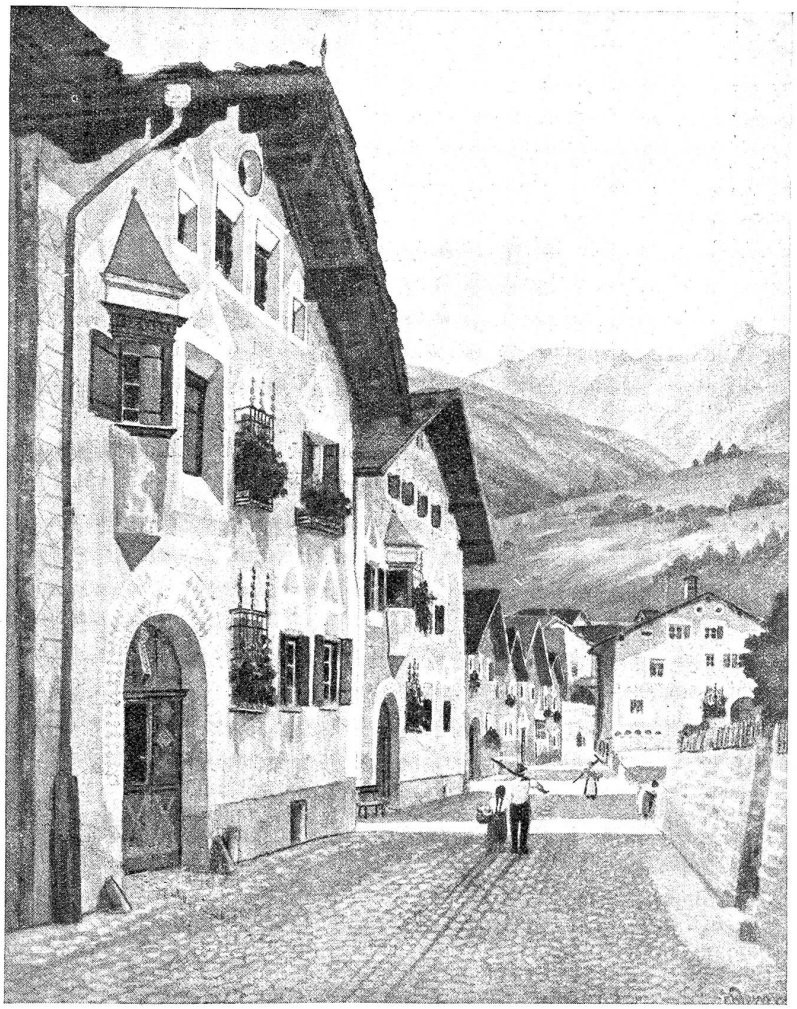
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

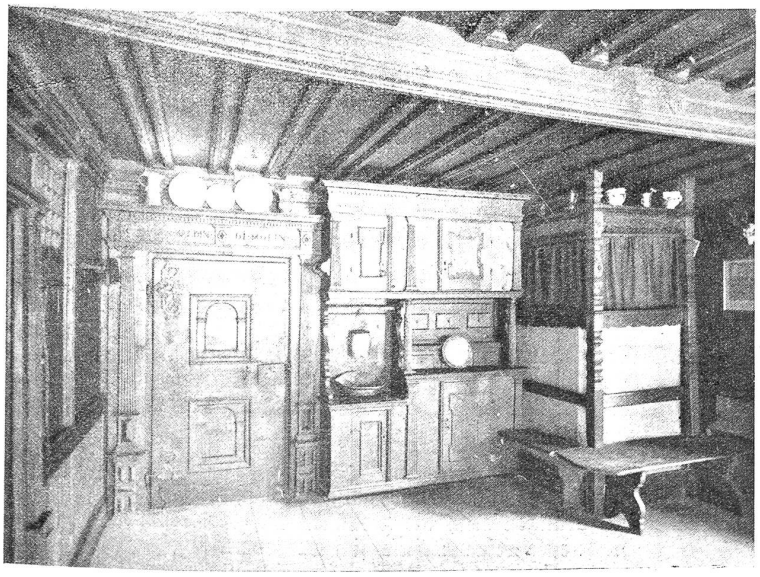
leben. Der wohlriechende Duft des Heus, der durch die Luken des Tores, das die Scheune von dem „sulèr“ trennt, dringt, und sich mit dem bittersüßen Geruch, der diesen mit astigem Arvenholz verschafften Häusern eigen ist, vermengt, wirkt fast berauschend. Die Reihenfolge der verschiedenen Wohngemächer ist durch Jahrhunderte festgehalten. Vorn, gegen die Gasse zu, nach welcher Seite auch ein Fenster angebracht ist, um den Eingang zu überwachen, finden wir die Wohnstube = stüva. Auch sie ist nach alter, festgelegter Regel eingerichtet. Zuvorderst in einer Ecke, die durch zwei einander gegenüberliegende Fenster am hellsten belichtet wird, stehen der schwere Tisch (bisweilen mit Schieferplatteneinlage) mit den geschweiften Beinen und die schlanken Stabellen. In der Nähe der Türöffnung, zwischen dem Gang und der Küchenwand, befindet sich der Ofen. Er ist vermauert und verputzt, ungefügig und klobig und wird nur durch einen hölzernen Umhang etwas belebt. Die obere Fläche des Ofenbaues wird im Winter zum Trocknen der Wäsche benützt, die durch ein fein ausgesägtes Gitterwerk den Augen des Eintretenden wohlweislich verborgen bleibt. Die Heizung erfolgt meistens vom „sulèr“ aus. Das Prunkstück einer Engadinerstube bildet jedoch das Buffet, das seinen Platz zwischen der Türe und der Fensterwand hat. Es ist vorwiegend aus Nußbaum- oder Arvenholz gearbeitet, dann bleibt es unlackiert und ungefirnißt, gleich der Täfelung, die mit den dunklen Astflecken einen ungewöhnlichen Anblick bietet.

Wo wir auch stehen und gehen mögen, immer und immer wieder stößt das Auge auf etwas Originelles. Und wenn uns gar die eine oder andere Engadinerin ihre Kleinode, den von der Mutter auf die älteste Tochter vererbten Familienschmuck zeigt, die schweren Leintücher, die die „nona“ auf dem „roda da filar“ (Spinnrad) gesponnen hat, zu Dutzenden aus dem Kasten nimmt, die Schubladen der Kommode zieht, in denen die kunstvollen Stickarbeiten liegen, dann erst haben wir einen richtigen Einblick in ein Engadiner Haus getan.



Typische Engadiner Dorfstrasse.

Im Anschluß an die Stube liegt die Küche = Kusina, der oft die Vorratskammer = die Cheminada, angegliedert und gleich der Küche überwölbt ist. Unmittelbar über der Stube finden wir das Hauptschlafzimmer, das mit der Stube durch eine hinter dem Ofen angebrachte Holztreppe verbunden ist und von der emporsteigenden Wärme angenehm temperiert wird. Daneben befindet sich ein zweiter Schlafraum. Die übrigen Gemächer und Gelasse dienen meistens nur als Abstellkammern. Im obern Stockwerk sind Estrich, Rumpelkammern und der Taubenschlag untergebracht. Der Dachgiebel besteht heute noch etwa aus offenem Holzwerk. Der Dachstuhl, eine im Oberdeutschen heimische Bauart, die ihren Einzug ins Engadin im 15. Jahrhundert durch die Flußstraße des Inns gefunden und sich mit rromanischem Urwesen verbunden hat, besteht aus einem stehenden, am Giebel reich profilierten Binder.



Engadinerstube.

Die Ställe befinden sich im Bodengeschoß und sind im Unterengadin zum großen Teil tief in der Erde vergraben. Der Zugang liegt meistens an der Vorderseite des Hauses, jedoch tiefer als das Haupttor und der Straßenstand.

Graubündner Sagen.

Von J. P. Lötscher.

Wer mag wohl zum erstenmal seinen staunenden Zuhörern erzählt haben, daß er einen Fänggen gesehen, einen aus dem wunder-

baren Bergvölklein der Wildmannli und der Wildfräuli, den niedlichen Dialen? Wir wissen es nicht. Und dennoch lauschen auch wir, die wir längst die Kinderschuhe durchgelaufen, immer wieder gespannt jenen Erzählungen über Wesen und Wirken der seltsamen kleinen Leutchen, unter denen die Weiblein noch winziger, oft aber sehr schön waren und die mit ihren lieblichen Stimmchen gar herzige Liedlein sangen.

Fänggen und Dialen waren wild und nicht so leicht in den Bereich der gewöhnlichen Menschen zu bringen, obwohl sie nicht nur Gemsen zähmten, aus deren Milch sie zuckersüße Käslein bereiteten und daneben ganz im Stillen den Bergbauern Liebesdienste mannigfacher Art zu leisten sich anschickten.

Neben diesen kleinen, wilden Bergleutchen gibt es aber in Bünden auch noch Riesen. Es sind dies die bösen Wassermänner mit Ziegenfüßen, die durch ihr heiseres, Mark und Bein durchdringendes Geschrei Rüfen und Lawinen in Bewegung setzen. Dann kennt man weiterhin in Bünden seit uralter Zeit das Totenvolk, jene unheimliche Prozession der Abgeschiedenen. Ja, im Prätigau und teils auch im Schanfigg ist der Schrecken jener Alpentäler an ganz bestimmte Zeiten und Oertlichkeiten gebunden.

Zweifellos wäre unserer Generation der sinnvolle Sagenschatz der Altvordern längst verloren gegangen, wenn nicht noch zur rechten Zeit die kräftig einsetzende Volkskunde diese kulturellen Werte vom Tode der Vergessenheit gerettet hätte. Was das Schönste ist an unseren Volkssagen, das ist die Tatsache, daß der ganze Sagenschatz keinerlei moderne Umdeutung und Erweiterung erfahren kann. Nur in der schlichten, volkstümlichen Sprache des Bündner Volkes sind sie ganz verankert mit dem lebendigen Erzählertum des Volkes selbst.

Hundertfünfzig Täler hat Graubünden. In diesen hundertfünfzig Tälern ist aber Mannigfaltigkeit überall Bedingung. Jede Talschaft erlebt zwischen ihren Bergmauern eine eigene bewegte Geschichte. Und unsere Bündner Sagen haben, wie überhaupt die Sagen unserer Schweizer Berge, einen tiefen Gerechtigkeitssinn. In allen Erzählungen spiegelt sich die unverdorbene, gesunde Anschauung wieder, die unser Volk auszeichnet. Ueber das Grab hinaus verfolgt das Volk das Schicksal eines Verbrechers. Seine Strafe prägt sich tief ins Volksgewissen, und dem Rechtsempfinden wird Genüge geleistet, weil auf dieser Erde den Schuldigen die Sühne nicht immer erreicht.

Bündner Sagen werden seit Jahrhunderten erzählt. Wir finden sie in alten und neuen Kalendern, in der Sammlung „Volkstümliches aus Graubünden", bei Luck, „Rhätische Alpensagen", bei Nicolaus Sererhard, bei Georg Fient und anderen. Neuerdings ist ein ganz prächtiges Buch in zwei Bänden im Verlag Sauerländer in Aarau erschienen. Es trägt den Titel „Sagen aus Graubünden", Verfasser Arnold Büchli.

Sagen sind mündlich überlieferte und durch die Einbildungskraft ausgeschmückte Erzählungen, deren Begebenheiten an bestimmte Orte, Zeiten und Personen anknüpfen. Aber die Sage ist mehr: sie ist das historische Gewissen des Volkes, die Verklärung seines Glaubens an sein Recht. Und wenn heute etwa viele sogenannte modern eingestellte Menschen die Sage verurteilen, so ist das ihre Sache. Uns bodenverbundenen Schweizern können diese übermütigen Mitmenschen den guten Glauben an den wahren Kern, der den schönen Sagen innewohnt, niemals rauben.

Die Füchsin von Prodavos.

Einem alten Scharanser Romanen nacherzählt.

Einst hatte ein Scharanser Jüngling namens Gion Dafett sein Vieh auf Crusen zu füttern. Als er eines mondhellen Abends durch den Wald von Prodavos schritt, hörte er aus nächster Nähe das Bellen eines Fuchses. Er folgte dem sonderbaren Schrei und fand bald einen mit einem Strick an einen Baum angebundenen Fuchs, der den Ankömmling mit traurigen Blicken empfing, als bäte er um Erlösung. Die flehenden, sanften Augen des Tieres weckten des Jünglings Erbarmen. Gion schnitt den Strick entzwei, worauf der Fuchs mit Freudesprüngen sich in den Wald verzog. Wenige Minuten hernach schallten helle Jauchzer an des überraschten Burschen Ohr, Jauchzer, die nur aus dem Munde eines jungen Mädchens kommen konnten. So sehr sich aber Gion bemühte, die Jungfrau zu erspähen, sie war verschwunden.

Der junge Dafett fand von jetzt an keine Ruhe mehr. Es drängte ihn fort, in die Fremde. Darum atmete er erleichtert auf, als eines Tages ein Trommler ins Dorf kam, der für Frankreich Soldaten warb. Gion unterschrieb, kam nach Frankreich und bewährte sich in einem Kriege so gut, daß er zum Offizier befördert wurde.

Als er während seines Urlaubes durch die Straßen der Stadt Paris schlenderte, rief ihm vom Fenster eines schönen Hauses eine Frauensperson zu, er möchte zu ihr hinauf kommen. Das Fräulein fragte ihn, ob er sich noch des Fuchses erinnern könne, den er einst im Walde befreit habe. Er sei dadurch, daß er den Strick entzwei geschnitten habe, ihr Lebensretter geworden. Dann vernahm er aus ihrem Munde folgende Geschichte:

„Im Nachbarhause meiner Eltern wohnte eine Frau mit rotem Haar, die man allgemein als Hexe hielt. Zu ihr sagte ich einmal in meiner kindlichen Einfalt, sie habe rote Haare wie der Pelz eines Fuchses. Ob dieser Rede ist die Frau derart in Wut geraten, daß sie mir die unflätigsten Worte zuwarf und dann mit fürchterlicher Gebärde meinte, ich werde noch früh genug erfahren, was für einen Pelz der Fuchs hat. Daraufhin fiel ich in Ohnmacht und bin erst wieder in jenem Walde aufgewacht, als ich in der Gestalt eines Fuchses festgebunden war. Sie können sich denken, welch' furchtbare Angst ich dort ausgestanden habe. Hätten Sie mich damals nicht erlöst, so wäre ich entweder Hungers gestorben oder von einem Jäger abgeschossen worden. Im Momente, da Sie mich jauchzen hörten, bin ich wieder in ein Mädchen verwandelt worden und kam, ohne zu wissen, wie alles gekommen war, nach Paris zurück. Jene rote Hexe aber verschwand zur gleichen Zeit, und niemand hat jemals wieder etwas von ihr gesehen oder gehört. S. L.-v. B.

Alle.

Von Conrad Ferdinand Meyer.

Es sprach der Geist: Steh auf! — Es war im Traume. —
Ich hob den Blick; in lichtem Wolkenraume
Sah ich den Herrn das Brot den Zwölfen brechen
Und ahnungsvolle Liebesworte sprechen,
Weit über ihre Häupter lud die Erde
Er ein mit allumarmender Gebärde.

Es sprach der Geist: Steh auf! Ein Linnen schweben
Sah ich und vielen schon das Mahl gegeben,
Da breiteten sich unter tausend Händen
Die Tische; doch verdämmerten die Enden
In grauen Nebeln, drin auf bleichen Stufen
Kummergestalten saßen, ungerufen.

Es sprach der Geist: Steh auf! Die Luft umblaute
Ein unermeßlich Mahl, soweit ich schaute,
Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer, und keiner durfte darben.